

Deutschland – ein Wundermärchen

Michael Dauderstädt¹

Auf einen Blick

Deutschland gilt als die Wirtschaftslokomotive Europas mit geringer Arbeitslosigkeit, gesunden Staatsfinanzen und robustem Wachstum. Aber der Glanz entsteht mehr durch den düstern europäischen Hintergrund als durch eigenen Fortschritt. Tatsächlich ist das Wachstum kaum höher als vor zehn Jahren, als man es den kranken Mann Europas nannte. Kein Wunder: Weder der Arbeitsinput noch die Arbeitsproduktivität haben nachhaltig und/oder schneller zugenommen als der langfristige Trend. Die stolzen Exportüberschüsse zeugen von verschenktem Konsum und unterlassenen Investitionen in Deutschland, die als Grundlagen künftigen Wachstums fehlen.

Politik und Medien überschlagen sich mit Lobeshymnen auf die deutsche Wirtschaft, seitdem diese sich in den Jahren 2010 und 2011 rasch von dem tiefen Konjunkturerinbruch nach der Finanzmarktkrise 2009 erholt hat. Deutschland ist wieder das Wirtschaftswunderland und der starke Mann Europas. Dass es als eines der wenigen Länder der Eurozone von der Staatsschuldenpanik und den hektischen Austeritätsprogrammen samt ihren katastrophalen Folgen verschont blieb, verstärkt diesen Eindruck noch. Dieses Image kontrastiert scharf mit dem Deutschlandbild, das vor gut zehn Jahren Politik und Medien beherrschte, als das Land als der kranke Mann Europas galt.² Aber hat sich tatsächlich Deutschlands Wirtschaft so dramatisch erholt oder hat sich durch die Krise nur die Messlatte, also die Lage in vielen anderen OECD-Staaten, gesenkt?

Die Stimmung ist besser als die Lage

Vergleicht man die wirtschaftliche Lage heute mit der vor etwa zehn Jahren, so fallen zwei deutliche Verbesserungen auf: Die Arbeitslosenquote ist gegenwärtig niedriger (etwa sieben Prozent gegenüber um zehn Prozent vor zehn Jahren) und der Staatshaushalt nahezu ausgeglichen. Die Zahl der Arbeitslosen ist um etwa 1,4 Millionen gesunken und die Anzahl der Beschäftigten um ca. 2,5 Millionen gewachsen, da die Zahl der Erwerbspersonen ebenfalls

stark zunahm. In einem dritten Bereich, dem Wirtschaftswachstum, fällt die Verbesserung deutlich schwächer aus. Zwar gab es in den Jahren 2002/03 kein Wachstum, aber 2012 und 2013 dürften die Raten auch spürbar unter einem Prozent liegen. Aber auch hinter diesen erfreulichen Entwicklungen verbergen sich teilweise Probleme, auf die unten noch einzugehen ist.

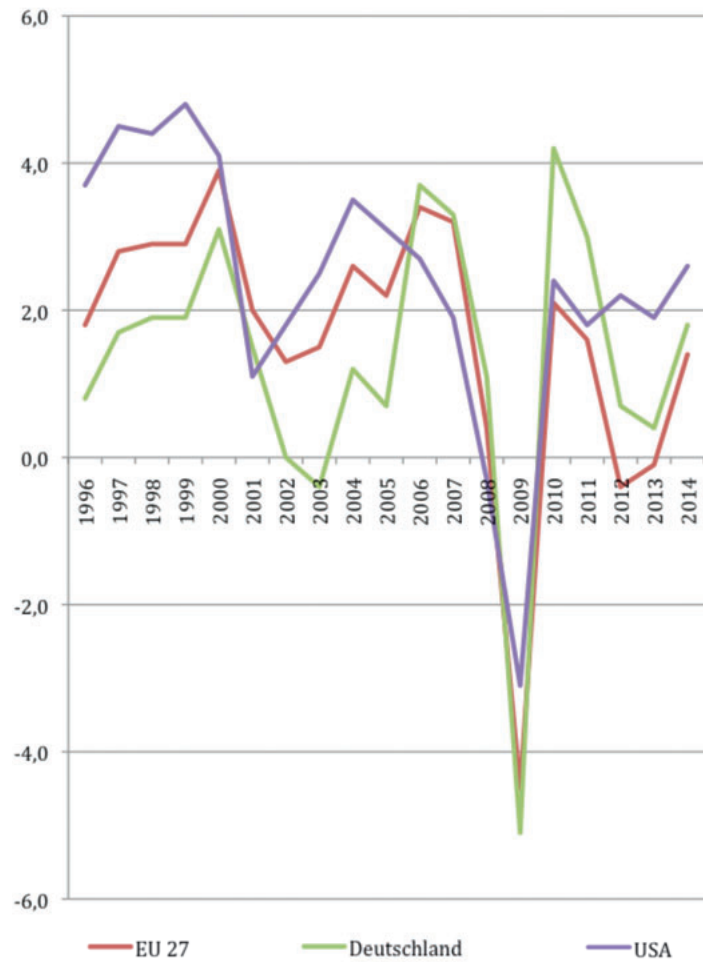
In vielen anderen Bereichen hat sich das Bild ohnehin noch weniger verbessert bzw. sogar verschlechtert. Die Preisstabilität ist weitgehend unverändert, wenn man von den Vermögenspreisen (Immobilien, Aktien) absieht. Letztere haben zugenommen, was die Bewunderer der deutschen Wirtschaft als Zeichen ihrer Stärke deuten. Investitionen und Exportwachstum schwächeln dagegen. Die Einkommensverteilung ist in den letzten fünfzehn Jahren deutlich ungleicher geworden. Der Niedriglohnsektor hat sich stark ausgedehnt.

Was erhöht dann die Stimmung? Es sind im Kern weniger die guten Nachrichten aus Deutschland als die schlechten aus dem Ausland. Das von Politik und Medien geprägte gesellschaftliche Bewusstsein misst sich offensichtlich mehr im Vergleich mit anderen Ländern als mit der eigenen Vergangenheit oder unabhängig gesetzten Zielen. Die Grafiken 1 und 2 zeigen am Beispiel des Wachstums des realen Bruttoinlandsproduktes (BIP) die Relativität der wunderbaren deutschen Entwicklung.

Grafik 1 zeigt das erratische Wachstumsverhalten der hier betrachteten europäischen und amerikanischen Wirtschaften. Der kleineren dot.com-Krise 2001-2003 folgte 2008 der tiefe Einbruch der Großen Rezession. Die deutschen Wachstumsraten lagen bis 2006 unter denen der Vergleichswirtschaften. Die Krise traf das exportabhängige Deutschland härter, aber ab 2010 lagen die Wachstumsraten – auch dank umfangreicher Konjunkturprogramme im In- und Ausland – höher, wobei die USA ab 2012 schon wieder besser abschneiden. In der Grafik 2 tritt die Relativität des deutschen Wunders noch deutlicher hervor.

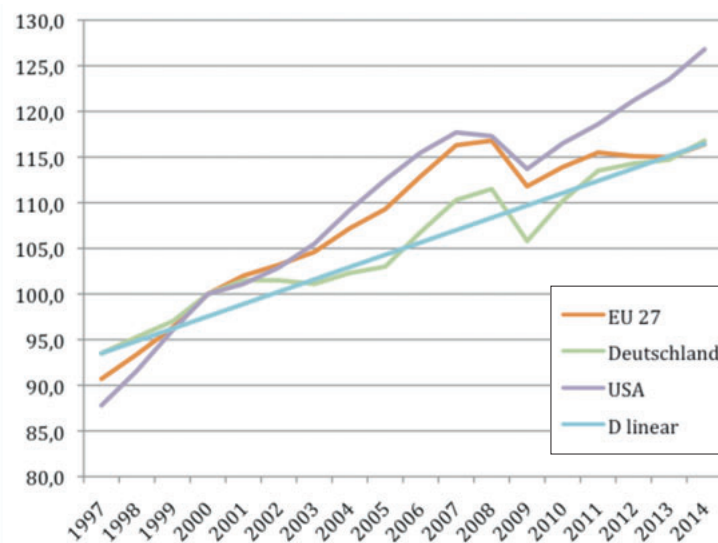
Setzt man das BIP im Jahr 2000 gleich 100, so zeigt sich, dass Deutschland jenseits aller kon-

Grafik 1: **Wachstum des realen BIP im internationalen Vergleich** (jährliche Veränderung in Prozent)



Quelle: Eurostat.

Grafik 2: **Wachstum des realen BIP im internationalen Vergleich** (2000 = 100)



Quelle: Eurostat und eigene Berechnungen.

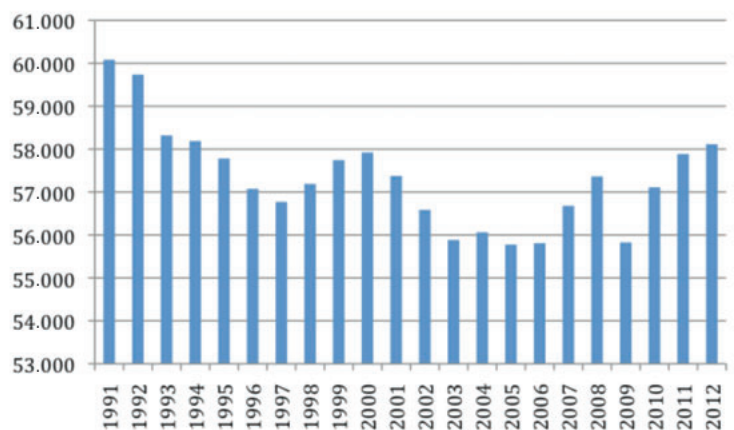
junkturrellen Schwankungen und trotz aller Exporterfolge weiter eher langsam wächst, wie die Durchschnittsgerade (D linear) deutlich macht. Die hohen Raten 2010-2011 gleichen eben nur den besonders tiefen Einbruch 2009 aus. Die Annäherung der EU-Kurve 2013 sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die EU insgesamt schneller wuchs, da ja auch der Ausgangswert 1997 noch tiefer lag. Die USA übertreffen Europa aber praktisch immer. Allerdings ist bei den USA zu bedenken, dass das gesamtwirtschaftliche Wachstum auch vom dort höheren Bevölkerungswachstum getrieben ist, und das Pro-Kopfeinkommen deshalb langsamer wächst als das BIP insgesamt.

Der deutsche Arbeitsmarkt: wunderbar oder wunderbarlich?

Während in fast allen Ländern die Arbeitslosigkeit im Zuge der Großen Rezession zunahm, blieb sie in Deutschland dank umfangreicher Kurzarbeit und Abbau von Zeitkonten nahezu stabil und ging im Aufschwung bald weiter zurück. Aber beachtlicher ist die eingangs schon erwähnte Zahl neu geschaffener Arbeitsplätze. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass das Arbeitsvolumen insgesamt deutlich weniger gestiegen ist. Grafik 3 zeigt das Volumen der in Deutschland insgesamt geleisteten Arbeitsstunden (in der offiziellen Erwerbswirtschaft; ohne Haushaltsproduktion, Schwarzarbeit, Ehrenamt etc.). 2012 wurde ungefähr das Niveau erreicht, das in etwa auch 1994 oder 2000 schon mal erreicht war. Der Beschäftigungszuwachs lässt sich im Kern darauf zurückführen, dass Vollzeitarbeitsplätze in Arbeitsplätze mit einem geringeren Stundenvolumen (oftmals prekäre geringfügige Beschäftigungsverhältnisse) zerlegt wurden, was zwar eventuell einzelbetrieblich Kosten senkt und Flexibilität erhöht, aber letztlich den Output nur in dem Maße steigert, wie die Produktivität zunimmt (vgl. unten Grafik 5 auf Seite 4).

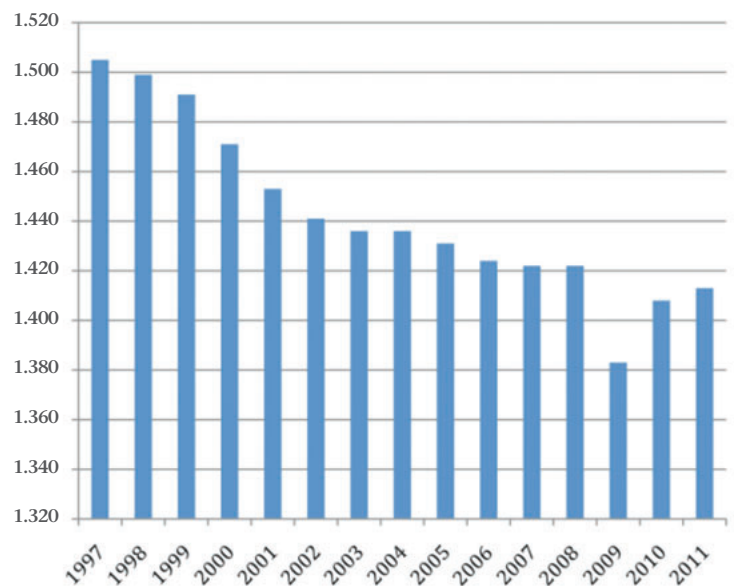
Dahinter verbirgt sich ein langfristiger Trend zu immer weniger geleisteten Arbeitsstunden, wie ihn die folgende Grafik 4 auf der Basis von OECD-Daten zeigt. Es bleibt abzuwarten, inwieweit es gelingt, diesen Trend grundsätzlich umzukehren, der nur in der Aufschwungphase nach 2009 gebrochen wurde (2012, für das die OECD noch

Grafik 3: **Gesamtvolumen der geleisteten Arbeitsstunden in Deutschland** (1991-2012)



Quelle: SVR.

Grafik 4: **Durchschnittlich geleistete Arbeitsstunden** (1997-2011)



Quelle: OECD.

keine Zahlen vorlegt, könnte das Niveau von 2008 wieder erreicht werden).

Die schwache Entwicklung des Arbeitsinputs ist eine Hauptursache des wenig berauschenden Wachstums (vgl. oben). Die zweite Hauptursache ist das – auch im internationalen Vergleich – ebenfalls geringe Wachstum der Stundenproduktivität. Wie in Grafik 5 deutlich wird, stieg die Stundenproduktivität, gemessen als BIP/h, in den letzten 20 Jahren um knapp einen Euro pro Jahr,

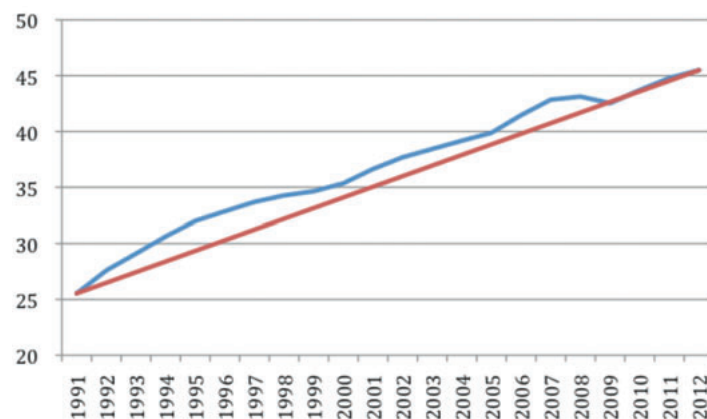
also mit sinkender Wachstumsrate (da linear konstante Zuwächse zu abnehmenden Prozentzuwächsen führen).

Der deutsche Erfolg: scheinbar oder unscheinbar?

Angesichts hoher Staatsverschuldung und hartnäckigen Defiziten in vielen OECD-Ländern erscheint der deutsche Haushalt ein Wunder an Stabilität. Zwar sind die Schulden dank der Krisenkosten seit 2008 stark gestiegen – um etwa 20 Prozent des BIP. Aber das positive BIP-Wachstum und die sinkende Neuverschuldung hat die Schuldenquote (Schulden/BIP) ab 2011 leicht sinken lassen, auch wenn Deutschland weiter neue Schulden macht. Die niedrigen Zinsen und die steigenden Steuereinnahmen (auch dank der Mehrwertsteuererhöhung von 2007) tragen zur Konsolidierung bei. Allerdings kann von Sparen weder im Sinne von Ausgabenkürzungen (was populär fälschlich als „Sparen“ bezeichnet wird) noch gar im Sinne eines nominellen Schuldenabbaus die Rede sein.

Das ist volkswirtschaftlich betrachtet auch gut so. Denn bei wirklichem staatlichen Sparen fiel eventuell das Wachstum noch schwächer aus. In Deutschland sparen nicht nur die vermögenden Haushalte – und zwar in wachsendem Umfang dank immer ungleicherer Einkommensverteilung und sinkendem Vertrauen in staatliche Vorsorge – sondern auch in zunehmendem Maße die finanziellen und nicht-finanziellen Unternehmen; von letzteren sollte man eigentlich erwarten, dass sie Ersparnisse absorbieren, um damit Investitionen zu finanzieren. Aber weder die Unternehmen noch der Staat nutzen die Spielräume, um in Bildung, Innovation oder In-

Grafik 5: **Entwicklung der Stundenproduktivität**
(BIP/h; 1991–2012; in Euro)



Quelle: SVR; eigene Berechnungen; die rote Gerade gibt die durchschnittliche Entwicklung zwischen 1991 und 2012 wieder.

frastruktur zu investieren, womit sie auch für das nachlassende Produktivitätswachstum verantwortlich sind. Damit bleibt den deutschen Ersparnissen unterm Strich nur das Ausland als Anlagensphäre.

Diesem inländischen Konsum- und Investitionsdefizit entspricht auch der Exportüberschuss, der der realwirtschaftliche Ausdruck des Kapalexports ist. Dabei ist der scheinbare Wohlstand, der in Form von Auslandsforderungen angehäuft wird, leicht vergänglich. Wie eine Studie zeigt, ging etwa ein Fünftel des so angesparten deutschen Auslandsvermögens in der Krise verloren.³ Statt in den deutschen Kapitalstock zu investieren oder durch anständige Löhne mehr Konsum zu ermöglichen, haben die reicheren Sparer den Gegenwert der Mehrproduktion und damit wichtige Wachstums- und Beschäftigungsmöglichkeiten verspielt.

1 Dr. Michael Dauderstädt ist Leiter der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung. Er dankt seiner Kollegin Ruth Brandherm und seinen Kollegen Michael Fischer, Robert Philipps und Markus Schreyer für kritische Hinweise.
2 Z.B. Hans Werner Sinn im November 2003: <http://www.cesifo-group.de/de/ifoHome/publications/individual-publications/Hans-Werner-Sinns-Viewpoints/Mut-zu-Reformen/Deutsche-Rede-200311.html>.
3 Vgl. Erik Klär, Fabian Lindner, Kenan Sehovic: Investition in die Zukunft? Zur Entwicklung des deutschen Auslandsvermögens, in: Wirtschaftsdienst 3/2013.